

## Das Erkennungszeichen.

Kriminalerzählung von Stef. Wille.

Noch hielt der große Banntuch, der sich vor wenigen Tagen in der benachbarten Großstadt ereignet hatte, die Kleinstädter in Aufregung und Verwirrung. Denn manch kleiner Geschäftsmann unter ihnen hatte dabei sein bisschen Geld verloren. Die größte Anteilnahme hierbei aber genoss das Fräulein Johanna Selter, die Geschäftsführerin der alten, feinsten Kommerzienrätin Böhmer. Fräulein Selter, eine von allen im Städtchen hochgeschätzte Persönlichkeit, seit langen Jahren bei der Kommerzienrätin in treuer Pflichten, hatte die ganzen Erparnisse von 30 arbeitsreichen Jahren bei dem Banntuch eingebüßt. Mit ihren 50 Jahren stand nun das Fräulein mittellos da, sobald Leiden oder Alter sie nicht mehr befähigten, in fremdem Hause ihr Auskommen zu finden.

Das war ein Fall, der das größte Mitleid und die allerwärmste Teilnahme erweckte.

Man munkelte, das Unglück habe das Fräulein völlig fassungslos gemacht. Sie gehe seitdem einher wie eine Nachtwanne, sei teilnahmslos für alles, erfülle mechanisch nur ihre Pflichten und verwahre Speise und Trank. Ein Zustand, der nicht lange fortauern könne, ohne nicht zu einem Ende mit Schrecken zu führen. Entweder würde eine Krankheit diesen Seelenzustand auslösen, oder —

Ja, es gab genug Leute im Orte, die behaupteten, das arme Fräulein werde sich wohl ein Leid antun, denn sie nehme sich den Verlust zu sehr zu Herzen.

So standen nun die Sachen, als eine neue und entsetzliche Schreckensbotschaft das Städtchen durchlief. Ein furchtbares Verbrechen war in der Nacht geschehen — die feinsten 70-jährige Kommerzienrätin Böhmer, die Herrin des unglücklichen Fräulein Selter, war ermordet worden.

Der Fall war so ungeheuerlich für das sonst so friedliche Städtchen, daß viele eine panische Furcht ergriff; man glaubte sich plötzlich seines Lebens nicht mehr sicher. Freilich war die Ermordete die reichste Dame im Ort gewesen und es fehlte nicht an Geld abzugeben.

Die Annahme bestätigte sich bald. Die Kriminalpolizei, die sich sofort nach dem Tatort begab, hatte festgestellt, daß der Selbstmord geleitet und die kostbaren Juwelen der Verstorbenen gestohlen waren.

Wer aber war der Mörder? Das war eine brennende Frage. Wie man die Ermordete gefunden hatte, gab zu Vermutungen, bezüglich der Person des Mörders Veranlassung, die geradezu erschütternd wirkten.

Die beiden Dienstmädchen im Hause der Kommerzienrätin waren um die zweite Nachthälfte durch lautes Rufen, das aus dem Schlafzimmer ihrer Herrin drang, geweckt worden. Als sie angestrichelt herbeigekommen waren, hatte sich ihnen beim Öffnen des Schlafzimmers ein entsetzlicher Anblick geboten. Halb aus dem Bette hängend, am Gasse die blutdringenden Zeichen der Erbrossung, hatte entsetzt die Kommerzienrätin gelegen. Umher von der Toten, ausgebreitet am Boden, bewußtlos die Geschäftsführerin, Fräulein Johanna Selter. Neben dieser, als sie es auf der Brust verloren, ein zerdrücktes Halsstuch aus Leinwand.

Das Tuch war ohne Namenszeichen. Das Fenster des im Doppelzimmer gelegenen Zimmers stand halb offen, so, wie es die Verstorbenen an warmen Sommer Nächten zu haben pflegte.

Spüren, die auf einen fremden Eindringling schließen ließen, waren nicht zu finden gewesen. Dagegen auch das geraubte Geld und die gestohlenen Juwelen bei der Geschäftsführerin nicht, wie man doch erwartet hatte. Denn trotz des guten Rumundes, dessen sich diese erfreute, schien es zweifellos, daß Johanna Selter den Raubmord begangen.

Nachdem sie aus ihrer Bewußtlosigkeit wieder erwacht, war ihre Ueberführung in das Untersuchungsgefängnis erfolgt.

Die Verhaftung des Fräuleins rief im Städtchen große Aufregung hervor. Einige weisheitsvolle Seelen brachen bei der Nachricht in Tränen aus.

„Und, dieses Gebilde, hinst und gescheitene Gestalt, mit dem himmlischen Gesicht, sollte eine Raubmörderin sein? Man vermochte es nicht zu glauben und wollte es auch nicht.“

Aber das Gericht schied sich an Gesühlschaden nicht. Die Tatsachen sprachen für die Schuld der Angeklagten. Diese hatte vor einigen Tagen ihre gesamten Erparnisse verloren. Sie hatte den Schlag nicht überwinden können, wie allgemein bekannt war. Der Gedanke, in den Tagen des Alters nichts zu haben, hatte der Unglücklichen wohl gar den Verstand vertrieben gehabt. Jedenfalls aber doch ihre Nerven beinahe alteriert, daß sie aus Furcht vor Not und Armut ihre Herrin herab und dann diese, als die Mitschuldigen ihrer Tat, ermordet hatte. Nachdem sie diese ausgeführt, zeigten aber ihre physischen Kräfte verfallen, und zwar noch bevor sie den Verweis für ihre Tat, das Halsstuch, mit dem sie ihre Herrin erdrosselte, vernichtet hatte. Die Jüden der Banndung ließen keinen Augenblick von den richterlichen Augen ab, — daß die Angeklagte infam über ihren Unschuld betrauerte, lächelte, gegenüber der Beweisaufnahme, nicht. Seine Unschuld beteuerte, tat jeder Angeklagte. Als mildernde Umstände galten hier der gute Ruf, den Fräulein Selter genoss, ferner die hochgradige Erregung, in die sie durch den Verlust ihres Geldes ge-

ten war, und die jedenfalls sie zu der Tat verführte hatte.

Der Gesundheitszustand des Fräuleins verschlechterte sich während der Haft derart, daß ihre Verhörung verschoben werden mußte.

Indessen setzte ihr Verteidiger, der geschätzteste Anwalt im Ort, alle Hebel in Bewegung, die Unschuld seiner Klientin ans Licht zu bringen.

Leider fand sich aber auch nicht der leiseste Anhalt hierzu. Kein Zeuge meldete sich, der den Verdacht auf eine andere Persönlichkeit ablenkte. Auch hatte die Verstorbenen sehr zurückgezogen gelebt, ein Umstand mehr, etwaige Kombinationen nicht machen zu können. Die Aussagen von Anverwandten der Ermordeten waren hier von Wichtigkeit gewesen und hätten vielleicht Licht in die Sache gebracht. Doch existierten Anverwandte nicht mehr. Der einzige lebende Angehörige war ein Großnichte der Kommerzienrätin. Er war Student und lebte in der benachbarten Großstadt.

Er sollte ein Bruder Lustig sein und als einziger Erbe der Kommerzienrätin flüchtig leben. Zuweilen hatte er pflichtschuldig die Erbtante besucht.

Daß dieser Bruder Lustig die grausige Tat begangen hatte, war nicht wahrscheinlich, da er ja der anerkannte Erbe war.

Trotzdem verlangte der Verteidiger der Angeklagten die Vorladung des Studenten Böhmer zu der ersten Gerichtsverhandlung in dem Mordprozeß. Da Fräulein Selter sich inzwischen eingekerkert hatte, war die Vernehmung auf den zweitnächsten Tag anberaumt.

Als Zeugen vorgeladen waren außerdem die beiden Dienstmädchen der Ermordeten, sowie die Logiswirtin des Studenten Böhmer.

In letzter Stunde meldete sich noch ein Handelsmann, der von der Sache gehört und behauptete, etwas von Wichtigkeit auszusagen zu können.

Pantlose Stille trat ein, als die Angeklagte, die Geschäftsführerin Johanna Selter, in den dichtgedrängten Gerichtssaal geführt ward.

Alle Augen gingen an der schlanken, noch jugendlich anmutenden Gestalt mit dem feingebildeten Antlitz, das so sympathisch im Ausdruck war. Ein namenloses Leid stand in den großen grauen Augen zu lesen, deren Blick wie nach innen gerichtet erschien. Johanna Selter sah blaß, aber gefaßt aus, auf ihrer Stirn lag jene Ruhe, die schweren Kämpfe gefolgt ist.

Ein beifälliges Murmeln, das die Sympathie des Publikums für die des Raubmordes Beschuldigte verriet, ward vernommen; hier und dort Frauenweinen.

Die Verhandlung nahm ihren Lauf. Die beiden Dienstmädchen mußten noch einmal den Vorgang der Ermordung erzählen und dann ihre Aussagen beschreiben.

Darauf ward die Angeklagte aufgefordert, zu erzählen, was sie von der Sache wußte.

Entsetzt, aber mit leise zitternder Stimme berichtete Johanna Selter: Ihr Schlafzimmer habe an das Zimmer der Frau Kommerzienrätin gemündet. Sie habe einen sehr festen Schlaf und sei erst aufgeschreckt durch lautes Rufen, das aus dem Zimmer ihrer Herrin kam. Schlaftrunken noch und seines klaren Gedankens fähig, was geschehen sein könne, sei sie in die Kleider geschlüpft und das Nebenzimmer geeilt. Dieses sei nur durch ein Nachtlicht erhellt gewesen, dessen schwacher Schein sie im ersten Augenblick nichts habe erkennen lassen. Plötzlich habe sie ein stark duftendes Tuch auf ihrem Gesicht gespürt, das jemand mit Gewalt darauf drückte. Gleich darauf sei sie bewußtlos zu Boden gesunken. Was dann geschehen sei, wisse sie nicht.

Mit atemloser Aufmerksamkeit hatten die Versammelten der Erzählung gelauscht.

„Sie sagen, Sie haben das Bewußtsein verloren? Wie konnten Sie dann wissen, daß Sie zu Boden stürzten?“ fragte der Staatsanwalt die Angeklagte.

„Ich erinnere mich, daß ich das Aufschlagen meines Körpers hörte und auch fühlte, während mir langsam die Sinne zurückkehrten.“

„Und gesehen haben Sie niemanden? Nicht, wer Ihnen das Tuch aufdrückte, wie Sie behaupten?“

„Nein, ich habe niemanden gesehen. Der Vorgang geschah blitzschnell.“

„Das Tuch, das neben Ihnen am Boden gefunden ward, heißt es sehr feiner Geruch. Tagelang weilt es starke Rillen auf, die offenbar von dem Zuschnitten um den Hals des Ertrunkenen rühren. Was haben Sie darauf zu erwidern, Angeklagte?“

„Nichts, kam es tonlos zurück. „Denn ich weiß nichts mehr.“

Jetzt wurde die als Zeugin vorgeladene Witwe Luise Roth, die Logiswirtin des Studenten Böhmer, aufgefordert, zu berichten, was sie über den Verstandeswandel ihres Mieters wußte.

Erinnern Sie sich, Zeugin, ob Herr Böhmer auch in jener Nacht, als der Raubmord geschah, fort war?“ fragte der Staatsanwalt in erdrem eindringlichem Ton, und die Bedeutung der Antwort, die kommen würde, veranlaßte eine Bewegung im Saal.

„Nichts, kam es tonlos zurück. „Denn ich weiß nichts mehr.“

„Sie war gerade so wie alle Nacht. So gegen 4 Uhr hatte ich Herrn Böhmer beimkommen“, sagte die Frau bestimmt. „So, Ferner hatten Sie am nächsten Tage irgend eine Veränderung in seinem Wesen?“

„Ich habe Herrn Böhmer an diesem Tage garnicht zu sprechen bekommen. Als ich ihm den Morgenkaffee brachte, schlief er noch. Wohl eine Stunde später — ich war in der Wäscheküche beschäftigt — hörte ich ihn fortgehen. Herr Böhmer ist in Restaurant zu Mittag und zu Abend; daher bekomme ich ihn oft den ganzen Tag nicht zu sehen. So war es auch in jenem Tage.“

„Aber Sie werden ihn doch mal wieder gesprochen haben? Ist Ihnen da nichts an ihm aufgefallen?“

„Nein! Er war gerade so, wie er immer ist.“

„Was haben Sie in der Sache vorzubringen, Zeuge Böhmer?“ wandte sich jetzt der Staatsanwalt an den Handelsmann, der sich freiwillig als Zeuge gemeldet, und dem man es ansah, daß es ihm auf der Zunge brannte, sprechen zu dürfen. Sofort hob der Mann die Hand und wies auf den Studenten Böhmer, der, etwas bleich, die Rechte in der Rocktasche vergraben, die tiefliegenden Augen halb geschlossen, unentwegt auf seinem Platz verharrte.

„Dieser junge Mann ist mir in der Nacht, wo der Mord geschehen ist, auf dem Grenzweg hier begegnet!“ rief er ausgeregt.

„Das ist nicht wahr — der Mann irrte sich!“ brante Böhmer jetzt auf.

„Sie haben zu schwören, bis Sie gefragt werden“, drohte ihm der Richter.

„Was haben Sie mitzutun, Zeuge?“

„Ich war tags zuvor hier hauseraus gegangen. Gemeinsam mit dem Händlerschulz wollte ich in der Nacht zu Fuß in die Großstadt zurück, wo Schulz und ich zu Hause sind. Am Grenzweg wollten wir uns treffen. Vor zwei Uhr kam ich aber nicht zur Stelle, hatte Schulz gesagt, — er kam nämlich aus dem Nachbarort.“

Punkt zwei war ich am Grenzweg. Schulz war noch nicht da. Ich wartete. Es ward etwas später, es ward Drei, Schulz kam noch immer nicht. Scho: wollte ich allein den Weg antreten, als plötzlich jemand um die Wegbiegung kam.

„Nun, Schulz, kommst Du endlich?“ rief ich. Erhielt aber keine Antwort. Dagegen flog ein weißlicher Gegenstand hart an mir vorbei, über die Einfriedigung bis auf das Feld. Dort blieb er liegen. Ob es ein zusammengeballtes Papier war oder ein Tuch, konnte ich nicht erkennen.

„Du willst wohl Spuk treiben, Schulz?“ lachte ich, bekam aber wieder keine Antwort. Nun setzte ich blitzschnell ein Streichholz in Brand und hielt es dem häufig Vorüberstürmenden ins Gesicht — es war das Gesicht dort, — wieder wies der Sprecher auf Böhmer, —

„das ich erblickte. Aber erregt sah es aus, so entsetzlich erregt, daß es mir sofort durch den Kopf schoß: der Mensch hat etwas verbrocht! Ich beschloß, heimlich ihm zu folgen.“

Es gelang mir. Nach fast zwei Stunden hatten er und ich die Stadt erreicht. Ich merkte mir das Haus, in dem er verstand. Am andern Tage erkundigte ich mich, wer dort wohnte. Der Student Böhmer, hieß es. Böhmer, — derselbe Name von dem noch am selbigen Tage die Zeitungen voll waren. Ich erriet den Zusammenhang und lief sofort zur Polizei —

„Der Kerl muß gefolgt werden!“ erbrönte jetzt die Stimme des Studenten. „Unverhört ist es, einem hergelaufenen Menschen von der Straße das Recht einzuräumen, mit gutem Willen Geschäften andere ins Suchhaus zu führen! Ich verlange —“

„Daß hier die Wahrheit ans Licht kommt!“ fiel hier der Verteidiger des Fräulein Selter mit alles überbietender Stimme ein. „Der Verdacht, den Raubmord begangen zu haben, richtet sich stark auf den Studenten Böhmer. Er hat bekanntlich flüchtig gelebt. Ueber seine Verhältnisse hinaus. Er hat beschließend nicht mehr ein noch aus gewußt, wie man so sagt. Da hat der Gedanke, sich das Geld der Tante anzueignen, ihn gepackt. Dies aber nur möglich, indem er die Vermisse aus dem Wege räumte. Da geschah es, daß deren Geschäftsführerin ihr Geld bei einem Banntuch verlor. Dies war ein glücklicher Moment, die Schuld an der geplanten Tat auf diese abzuwälzen — es war ja sehr wahrscheinlich, daß Fräulein Selter sich das verlorene Geld zurückgewinnen wollte. Das notleidende Tuch, mit dem er das Fräulein betäubte, als sie ihn bei der Tat überreichte, ist der weisse Gegenstand, den Böhmer später auf das Gesicht warf. Um von niemanden erkannt zu werden, benutzte der Mörder nicht den Banntuch, sondern nahm zu Fuß, in der dunklen Nacht den Weg zur Stadt zurück. Es ist alles sonnenklar. Ich behaupte, der Student Böhmer ist der Mörder.“

Doch — wir sind alle nur Menschen. Unser Wissen ist nur Stückwerk. Wir wollen nicht verurteilen, bevor wir nicht den Schwur empfangen haben. Ich bitte den Herrn Staatsanwalt erst dem Zeugen, Handelsmann Böhmer, dann dem Studenten Böhmer auf die Wahrheit ihrer Angaben hin den Eid abzunehmen.

Wie Werrdwagen durchbraute nach diesen Worten die allgemeine Erregung den Saal. Man lag auf die Hände, um besser sehen zu können. Welche herrlicher Sympathie trafen Fräulein Selter, in deren Augen es wunderbar zu leuchten begann.

Die Rechte des Studenten Böhmer hatte sich noch tiefer in die Rocktasche vergraben, seine Augen erschienen fast geschlossen.

„Eine Ärgernis legte der Handelsmann Böhmer den Eid ab, daß seine Angaben richtig seien.“

Jetzt wandte sich der Staatsanwalt an

Böhmer. Er hielt ihm die Hände des Meines vor, — einträglich, bergbeweglich. Dann schloß er: „Können Sie beschwören, daß Sie die Tat nicht begangen haben, so erheben Sie die Hand zum Schwur.“

Böhmer tat es.

„Halt! Mit der rechten Hand schwort man!“ ertönte laut die Stimme des Verteidigers der Angeklagten, als Böhmer die Rechte hob und durchdringend auf den Blick des Richters an der Rechten Böhmers, die sich jetzt auffallend schnell aus der Rocktasche löste.

„Halt! Ich will es da abermals. Hier soll ein Meineid verbrochen werden! Die Rechte Böhmers zeigt verärgerte Spuren — Einbrüche von Zähnen! — Ich beantrage die Verhaftung Böhmers!“

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Vergebens mochte die Glocke vom Richterliche her zur Ruhe. Wie ein wildes Tier mißverstand Böhmer sich der Fesseln, die ihm angelegt wurden, indes das empörte Publikum ihn zu lauten drohte.

Am nächsten Tage erfolgte die Verhandlung der Gerichtsverhandlung und zu Urteil. Böhmer wurde des Mordes und der Verurteilung in der Kommerzienrätin Böhmer schuldig erkannt und zum Tode verurteilt.

Das Erkennungszeichen seiner Schuld war die Wundwunde, die seine rechte Hand aufwies. Gewundene Fäden sich gegen ihren Angreifer oft durch Beissen zu vertheidigen. So war es offenbar auch hier geschehen. Die Untersuchung hatte ergeben, daß in die einzelnen Vertiefungen der Wundwunde genau die Zähne der Erbroselten paßten.

## Der Fessel.

Skizze von Louis Rouboud.

„Die Befestigung ist zu verkaufen?“

„Ja, mein Herr!“

„Ich möchte sie gern ansehen!“

„Ich kann Sie herumschleppen, wenn Sie wünschen!“

„Ich dachte, Herr Terban...“

„Jawohl, mein Mann ist berechtigt, einen etwaigen Kauf abzuschließen. Er ist eben mit dem Gärtner in die Scheuer gegangen, muß aber bald zurückkommen. Wenn Sie sich die Sache inzwischen ansehen wollen...“

Die kleine, runde Frau, halb Bäuerin, halb Dame, war aus dem Gärtnerhause zu mir getreten.

„Das Schloß scheint unbewohnt?“

„Ja, seit etwa fünfzehn Jahren! Es ist an mehrere Erben gefallen, die sich nicht vertragen konnten. Aber die Schwierigkeiten sind gut imhant!“

Fünfzehn Jahren! Tamals war ich Gast der Frau Durand gewesen, der Schloß und Park gehörte. Unter diesen Bäumen habe ich viele glückliche Tage verbracht. Jetzt ist das einst so leuchtend geschnitten Gitter farblos, die Blumen-einfassung der Beete verwildert; in den Alleen wächst Gras, Fleu und Klematis wuchert auf merkwürdigen Stämmen. Die Terrasse gleicht einer Wüste, die Garten-möbel sind zerfallen. Das Vallon ist ohne Wasser. Da stehen auch noch die leeren Albedos — wo sind die mächtigen Oleander hin? Nur der kleine Fußweg unter den Eichen ist erhalten geblieben.

Kein Mensch scheint seit fünfzehn Jahren den Park hierher geleitet zu haben. Und die rastlos schaffende Natur hat Park und Garten umflutet. Was Menschenwerk war, ist verweht, die Mauern gestürzt, die Wege zerstört. Jetzt graben sie sich gleich seinen Rumpeln in das Gras.

„Hier hinaus!“

„Der Weg führt nirgendwo hin; wenn Sie aber wünschen...“

Ich weiß es besser; weiß wohl, wohin dieser Weg führt! O, wie genau entfinde ich mich noch! Hier, hinter den Hecken, im Laubgang, lag Jeanine jeden Nachmittag mit ihrer Stiererei, und ich sah neben ihr und las ihr vor. Wo ist sie hingekommen? Was ist aus ihr geworden?

Ein Hauch der Vergangenheit umschwebt diesen Laubgang. Dort glaubte ich einst, eine Gelehrte fürs Leben gefunden zu haben. Hatte nicht Jeanine jemals geliebt? Tamals hatte ich es und wir waren beide jung.

Ein unbedeutender Streit trennte uns plötzlich; ich fuhr erbittert fort und habe Jeanine nie wieder gesehen.

Am den Tisch herum, an dem Jeanine lag und arbeitete, standen schwere Gartenstühle. Von Zeit zu Zeit lachte das Mädchen lachend die blenden Haare zurück, die sich eigenwillig um die Stirn frauten. Wie annuit war die Gedärbe, wie zierlich die Hand!

Ich war am Tage vor meiner Abreise besonders reizbar gewesen und hatte ihr harte Worte gesagt. Ihr Schweigen erwiderte mich noch mehr, stand griff ich nach ihrer Hand. Jeanine stand vor mir Empörung auf; sie warf mir zischend ein „Geizhals!“ ins Gesicht. Ich hatte ihr nicht wehe tun wollen; die Eifersucht der Schwärze über die bevorstehende Trennung.

Ich hatte über ihre Empörung lachen sollen; aber ich war jung — zu jung! Während war ich meinen Fessel zur Erde.

Jugendbeileben — hohe Jugendbeileben! Darf ich sie wahrhaft geliebt, wie waren nicht unterrichtet erlitten! Ich war, als ich bald darauf den Tod Frau Durands, ihrer Tante, erfuhr, zu ihr gewillt. Wie deutlich ich das alles noch vor mir sehe; jetzt, nach vollen fünfzehn Jahren!

„Neben Sie den Fessel auf!“ sagte

Jeanine, und ihr Mund zuckte. Ich kniete und starrte zu Boden.

„Wenn Sie sich nicht augenblicklich wegen Ihres merkwürdigen Benehmens entschuldigen und den Fessel aufheben, sind wir geschiedene Leute!“

Ich lächelte höflich; ein hölzernes, gezwungenes Lachen. Sie stürzte an mir vorbei, dem Saule zu.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Paris zurück. Ich verabschiedete mich von meiner Wirtin und reichte Jeanine kalt die Hand.

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“

„Auf Wiedersehen!“

Wie lange ich das schon her! Oft und oft an einsamen Abenden habe ich gedacht, daß ich heute — vielleicht — schon längst glücklicher Gatte und Vater wäre, hätte ich mich damals geliebt, um den Fessel aufzuheben.

Setzt man, wie das Leben mit den Menschen spielt! —

Wir waren bis ans Ende der Pariser gekommen, und ich wendete mich an meine runde Begleiterin:

„War nicht früher hier herum ein Laubgang?“

„Ja — ich glaube —“

„Darf man auch den sehen?“

„Ob — der dürfte kaum mehr zugänglich sein!“

Ich bog mit Mühe abseits Zweige zur Seite, trat auf mannsgehobenen Laubgang und schaute in das Gitter. Das reine Dorwischen schloß! Die Frau folgte mir schweigend, sie wollte dem sonderbaren, aber offenbar sehr ernsten Käufer nicht zuwider sein.

Da war ja auch der Laubgang! Die Erde mit dichtem Moos bedeckt, der Tisch von jähem Esen überwuchert. Und dort auf der Erde — mir stockte der Atem — lag ein unförmliches Etwas, von tausend Schlingpflanzen umfickt. Mein Herz klopfte rasch, ich beugte mich hinunter — er war es — es war der unglückliche Fessel!

Nach liegt er dort, wohin ihn mein jüngerer Arm warf — fünfzehn Jahre ist's her! Das Eisen verrostet, eine fleckige braune Farbe überzieht die Stäbe. Fleu rankt sich um Röhre und Lehm. Seit fünfzehn Jahren hat niemand mehr den Laubgang betreten. Der jäh Tod der Frau Durand — die Streitigkeiten der Erben — das Schloß wurde verlassen — nur die Gebäude vor dem Verfall geschützt — ja, so läßt es sich erklären!

Ich starrte schweigend auf den stummen Zeugen meiner ersten Liebe — meiner Torheit — Bernieder. Vergebens versuche ich meiner Begleiterin eine Erklärung meines Benehmens zu geben. Aber auch sie ist merkwürdig erregt und fixiert mich anhaltend, erstarrt.

Wieder sehe ich meine kleine Jeanine vor mir. Ich bin eben zwanzig geworden, sie knapp sechzehn. Ich greife nach ihrer Hand. Sie springt empört auf. „Wenn Sie diesen Fessel nicht aufheben und sofort ihr unerhörtes Benehmen entschuldigen, dann sind wir geschiedene Leute!“

„Wollen wir nicht weiter?“ fragt die kleine Frau an meiner Seite.

Ihre Stimme zittert, ihre Augen tränen sich. Mechanisch hebt sie die Hand und streicht das blonde, krause Haar aus der Stirn.

„Wenn es jetzt gefällig wäre —“

Ich blicke nach ihren Händen. Feile, reumütig bitte ich: „Verzeih“ mir, Jeanine, vergiß!“

Die kleine Frau flüstert: „Sie sind — du bist es — du!“

Die Reife ist mir wie zugeschnitten. Auch sie hat mich erkannt — auch sie! Aber keiner von uns beiden findet das erklärende Wort.

Schweigend beuge ich mich nieder, hebe den Esen zur Seite und fasse die Reife des Fessels. Er scheint im Boden zu wurzeln. Ich wüßte, ich reißte — vergeblich — zu lange ist's her — zu lange!

„Das ist gut sein!“ sagte Jeanine milde. „Das ist vorbei!“

Tor, der ich war, zu glauben, daß ich wieder aufstehen könnte, was ich vor fünfzehn langen Jahren verwarf!

## Ein bißchen Lob.

In allen Verhältnissen menschlichen Zusammenwirkens wird anerkannt, daß Mahnen, Fordern und Beisehen als einzige äußere Antriebskräfte physischen Handelns auf die Dauer sich erschöpfen. Die Pflicht freudlos und die Arbeit lauer machen. Ein gutes Wort, eine freundliche Bitte und ein bißchen Lob tun bei gut gearteten Menschen mehr als alles Pochen auf ein pflichtliches oder vermeintliches Recht. Deshalb gilt es überall nicht nur als ein Zeichen der Umgangs-fähigkeit, sondern es ist auch in Wirklichkeit ein Zeichen von Verstand, wenn man für die unentbehrlichen Dienste unserer Mitmenschen lieber die edlen aktiven Instanzen ihres Willens als die passiven des Willens und Sollens anruft.

Heberall wird das anerkannt, aber in dem intimsten und untrennbaren Verhältnis des menschlichen Zusammenlebens, in der Ehe, gebietet sich mancher so, als ob mit dem Wange auf das Ständebild ein Pflichtförmliches entständen wäre, der jedes guten Willens entzogen kann und nur auf das Wissen gegründet ist. Das macht sich meistens auf Kosten der Frau geltend, denn das Rannes Pflichtförmliche ist meist hart abgegrenzt; gegenüber seiner Familie gebietet es ihm nur, die notwendigen Mittel für den Unterhalt der Gegenwart und für eine vernünftige Besserstellung in der Zukunft heranzuschaffen. Die lau-

sondanten Unwägbarkeiten, die das Haus zu einer Heimat und einem Hafen machen, fallen in den Pflichtenkreis der Frau. Sie kann hier ein Mehreres oder ein Weniger leisten, ohne daß von Fall zu Fall ihre größere oder kleinere Eingabe an das Haus merktlich in die Erscheinung tritt. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß eine Frau das Maß ihrer Vermittlungen um das Haus nach dem Grade der Anerkennung, die sie genügt, bemessen wird.

Es gibt jedoch viele Ehemänner, die, wenn sie schon nicht fordern und befehlen, so doch es sich zum Grund-satz gemacht zu haben scheinen, niemals einen Ehemann von Zufriedenheit merken zu lassen. Alles, was von der Frau zur inneren und äußeren Förderung des häuslichen Lebens geleistet wird, nehmen sie mit stillschweigender oder gar mürrischer Selbstverständlichkeit hin. Manche sogar kommen sich besonders weltklug und erfahren vor, wenn sie unter allen Umständen mäßeln, eine Sache mag so gut sein, wie sie will. Diese Weisheit stammt aus dem verstaubten Arsenal der Jungzeit, wo ein Meister aus Angst vor erhöhten Ansprüchen seiner Gefellen und Dienstleute niemals ein Wort der Zufriedenheit äußerte. Die bediensteten Leute mußten beständig in dem Bewußtsein gehalten werden, daß sie tief unter dem „Propheten“ ständen und ihm schuldig seien, niemals aber Dank von ihm zu erwarten hätten.

Der eheherrliche Dünkel ist ein Seitenstück zu dieser Lebensauffassung. Als anerkannterwert betrachtet mancher Ehemann nur seine Leistung, daß er Geld für die Familie heranschafft; was die Frau tut, erschleicht ihm als eine Selbstverständlichkeit, und er fürchtet, daß, wenn er Dank oder Lob äußert, die Frau möglicherweise auf die Idee käme, daß sie auch etwas bedeute oder vielleicht gar in ihrem Eifer nachlasse. Diese Furcht kommt nun reichlich um ein halbes Jahrhundert zu spät. Die Frau von heute weiß, was ihre Arbeit nicht nur im Haushalt, der Nation, sondern auch für den Bestand der Familie bedeutet. Nichtachtung aus Unkenntnis oder aus pfiffig sein sollender Taktik wird das Bewußtsein ihres Wertes nicht rauben, sondern lediglich Empfindungen wachrufen. Die nicht ohne Rückwirkung auf ihr Handeln sind. Sie tut dann was ihre strenge Pflicht ist und nichts darüber hinaus, denn wer der Undankbarkeit dauernd Mollen streut, läuft Gefahr, sich selbst herabzuwürdigen. — Daß diese kühle Abmessung der beiderseitigen Pflichten dem Hause innerlich und äußerlich eine eilige Atmosphäre geben kann, ist klar.

Die Männer tun sich doch sonst so viel zugute auf ihre Kunst. Menschen zu behandeln. Die Kaufleute und die Gewerbetreibenden mühten beruflich nach zwei verschiedenen Richtungen hin Lebenskunst betreiben, einmal gegenüber ihrer Kundschaft, dann gegenüber ihrem Personal. Sie wissen, daß sie die Eigenart der Menschen, mit denen sie zu tun haben, pflichtig behandeln müssen, daß ein bißchen Lob gegenüber dem Kunden und Angestellten die gegenseitigen Beziehungen stärkt. Sie sind von dem Wert des anerkenntenden Wortes so tief überzeugt, daß sie es im Verzu selbst dann anwenden, wo noch nicht viel Grund dazu ist. Lediglich in der ganz richtigen Absicht, aufmunternd zu wirken. Wie es den Kaufleuten und Gewerbetreibenden geht, so geht es auch im Bereich ihres engeren Berufslebens den Beamten und Gelehrten. Auch sie müssen gelegentlich mal ein bißchen Lob iverben, und alle wissend es wirkt, einmal auch ein bißchen Lob zu hören. Der Wert dieser Anerkennung liegt sogar nicht einmal ausschließlich auf dem gemüthlichen Gebiet, sondern hat auch eine starke reale Bedeutung, denn man kann sich aus der Anerkennung die Richtung entnehmen, nach der man sich vorzuschieben hat, man kann damit auch zurüden zu stellen, für die oder unter deren Autorität man arbeitet.

Die allermeisten Männer richten sich in ihrem außerhäuslichen Leben nach diesen Erfahrungen und Maximen; sie suchen Lob, und die Gerechtigkeit, zum mindesten die Klugheit, gebietet ihnen, fremdes Verdienst anzuerkennen. Nur im eigenen Hause glauben sie weder klug noch gerecht sein zu müssen, sondern fürchten ihrer Herrlichkeit etwas zu vergeben, wenn sie dankbar sind und ihrer Dankbarkeit Worte verleihen. Durch diesen Dünkel ist manche Ehe langsam in Verfall geraten, die glücklich und sonnenreich hätte sein können. — Vielleicht lassen die Männer sich das Gehege einmal durch den Kopf gehen, ein jeder, so viel es ihn betrifft. Es wird dann zu einer neuen Betrachtungsweise seines Ehe- und Familienlebens kommen, und wenn er danach handelt, so wird er bald erkennen, daß viel mehr Wärme und Güte durch das Leben strömt, als er bisher gewohnt hat, und daß das Glück eines freundlich dankbaren, auf dem Grund-lage der gleichen Berechnung stehenden modernen Ehemanns immer noch beneidenswerter ist als die mürrische Begehrlichkeit eines künftigen Volks.